

Walker Percy

he day before Lonnie died, Kate took a notion to
visit. Ordinarily I pick her up at Merle's office,
drive downtown
re I transact a few odds and ends of business for her,
aunt, at Uncle Jules' office. But today we have only
walk across the street from Merle's office to Touro
mary. *Krautknecht*
had my doubts about Kate's idea. It was an extrava-
gant womanish sort of whim, what I call privately a
bling, or duplication: like the time she took a notion

Übersetzt
von Peter Handke

SV

Band 1494 Bibliothek Suhrkamp

Walker Percy
Der Kinogeher

Roman

Deutsch von
Peter Handke

Suhrkamp Verlag

Titel des amerikanischen Originals: *The Moviegoer*
© 1960, 1961 by Walker Percy
Die amerikanische Erstausgabe erschien 1960
bei Alfred A. Knopf, New York.
Textvorlage der deutschen Fassung war die 1963 bei
Eyre & Spottiswoode in London erschienene Ausgabe.
Die geringfügigen Kürzungen in der Übersetzung
erfolgten im Einverständnis mit Walker Percy.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2016
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22494-6

W. A. P.
in Dankbarkeit

»... das Besondere
der Verzweiflung ist eben dies:
sie weiß nicht,
daß sie Verzweiflung ist ...«

Søren Kierkegaard
Die Krankheit zum Tode

Was folgt, ist ein Werk der Einbildung. Jeder Charakter (ausgenommen die Kinostars) und jedes Vorkommnis sind ohne Ausnahme erfunden. Eine Ähnlichkeit mit wirklichen Personen ist nicht beabsichtigt und sollte auch nicht ableitbar sein. Wenn Kinostars erwähnt werden, ist es nicht die Person des Schauspielers, die gemeint ist, sondern der Charakter, den er auf der Leinwand darstellt. Die Geographie von New Orleans und den Bayous ist leicht verändert worden. Zu »Feliciana Parish«: es gibt Bezirke namens East Feliciana und West Feliciana, aber ich kenne in beiden keine Seele.

EINS

I

Heute morgen bekam ich ein Billett von meiner Tante: ob ich zum Lunch kommen könne? Ich weiß, was das heißt. Da ich jeden Sonntag zum Abendessen hingehge und heute Mittwoch ist, kann es nur heißen: sie wünscht eins ihrer seriösen Gespräche. Es wird äußerst ernst sein, entweder eine schlechte Neuigkeit über ihre Stieftochter Kate oder ein seriöses Gespräch über mich und meine Zukunft. An sich genug, einem die Laune zu verderben, doch ich bekenne, daß ich in der Einladung insgesamt nichts Unangenehmes sehe.

Ich erinnere mich an den Tag, als mein älterer Bruder Scott an Lungenentzündung starb. Ich war acht Jahre alt. Meine Tante war bei mir, und sie nahm mich mit auf einen Spaziergang hinter das Krankenhaus. Es war eine interessante Straße: auf der einen Seite Kraftwerk, Gebläse und Verbrennungsofen des Krankenhauses, alle summend und einen heißen Fleischgeruch ausstoßend; auf der andern Seite eine Reihe von Negerhäusern. Kinder, alte Leute und Hunde saßen auf den Veranden und betrachteten uns. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß Tante Emily alle Zeit der Welt zu haben schien und willig beredete, was auch immer ich zu bereden wünschte. Etwas Außerordentliches, Gutes war geschehen. Wir gingen langsam, im Gleichschritt. »Jack«, sagte sie, mich fest an sich drückend und zu den Negerhütten hinüber lächelnd, »du und ich, wir sind doch immer gut miteinander ausgekommen?« »Yes ma'am.« Mein Herz tat einen heftigen Schlag, und hinten am Nacken kribbelte es wie bei einem Hund. »Ich habe eine schlechte Nachricht für dich, Kind.« Noch nie hatte sie mich so eng an sich gedrückt. »Scotty ist

tot. Nun bist du der einzige. Es wird schwer für dich sein, aber ich weiß, daß du handeln wirst wie ein Soldat.« Wahr: es fiel mir leicht, zu handeln wie ein Soldat. War das alles, was ich zu tun hatte?

Das erinnert mich an einen Film, den ich letzten Monat draußen am Lake Pontchartrain gesehen habe. Linda und ich gingen aus, in ein Kino in einem neuen Vorort. Es war offensichtlich, daß sich jemand verrechnet hatte, denn der Vorort hatte zu wachsen aufgehört, und das Kino, ein rosa Stuckwürfel, stand ganz vereinzelt in einem Feld. Ein starker Wind warf die Wellen gegen den Deich; auch im Kino drinnen war der Krach zu hören. Der Film handelte von einem Mann, der bei einem Unfall sein Gedächtnis und folglich alles verlor: Familie, Freunde, Geld. Er kam zu sich als Fremder in einer fremden Stadt. Hier mußte er neu anfangen, einen neuen Platz zum Leben finden, einen neuen Beruf, eine neue Frau. Die Geschichte seiner Verluste war auf eine Tragödie angelegt, und er schien sehr zu leiden. Andererseits war seine Lage schließlich nicht so arg. Er fand binnen kurzem einen pittoresken Wohnplatz, ein Hausboot auf einem Fluß und ein sehr hübsches Mädchen, die Bibliothekarin des kleinen Ortes.

Nach dem Film standen Linda und ich vor dem Eingang und sprachen mit dem Geschäftsführer, oder hörten ihm eher zu, wie er sich beklagte: das Kino war fast leer, was mir gefiel, aber nicht ihm. Es war eine schöne Nacht, und ich fühlte mich sehr wohl. Über uns war der schwärzeste Himmel, den ich je gesehen hatte; ein schwarzer Wind trieb den See auf uns zu. Die Wellen sprangen über den Deich und bespritzten die Straße. Der Geschäftsführer mußte brüllen, um sich verständlich zu machen, und aus dem Trottoirlautsprecher gerade über seinem Kopf zirpte die Konversation zwischen dem Mann ohne Gedächtnis und der Bibliothekarin. Es war die Stelle, wo sie die

Zeitungsstöße nach einer Spur seiner Identität durchsuchen (er hat die vage Erinnerung an einen Unfall). Linda stand unglücklich daneben. Sie war aus demselben Grund unglücklich, aus dem ich glücklich war – weil wir in einem Vorortkino draußen in der Ödnis waren, und ohne Wagen (ich habe einen Wagen, aber ich fahre lieber mit Bussen und Straßenbahnen). *Ihre* Vorstellung von Glück: ins Zentrum chauffiert zu werden und im Blue Room des Roosevelt Hotels zu dinieren. Dazu bin ich von Zeit zu Zeit verpflichtet. (Und es zahlt sich auch aus.) Bei diesen Gelegenheiten wird Linda so aufgeregt wie ich jetzt. Ihre Augen schimmern, ihre Lippen werden feucht, und wenn wir tanzen, streift sie mit ihren schönen langen Beinen leicht die meinen. In solchen Momenten liebt sie mich tatsächlich – und nicht, um sich für den Blue Room erkenntlich zu zeigen. Sie liebt mich, weil es dieser romantische Ort ist, der sie erregt, und nicht ein Film draußen in der Ödnis.

Aber all das ist Vergangenheit. Linda und ich haben uns getrennt. Ich habe eine neue Sekretärin, ein Mädchen namens Sharon Kincaid.

Seit vier Jahren lebe ich ohne besondere Vorkommnisse in Gentilly, einem Mittelklassen-Vorort von New Orleans. Gäbe es nicht die Bananensträucher in den Patios und die Eisenschnörkel am Walgreen Drugstore, würde man nie denken, in einem Teil von New Orleans zu sein. Die meisten Häuser sind entweder Bungalows im altkalifornischen Stil oder neumodische Daytona Cottages. Aber das ist es, was ich daran mag. Ich kann die »Alte-Welt«-Atmosphäre des French Quarter nicht leiden, auch nicht den gezierten Charme des Garden District. Ich habe zwei Jahre lang im Quarter gelebt, aber schließlich wurde ich überdrüssig der Birmingham-Businessmen, die blöd in der Bourbon Street herumgrinsen, und auch der Homosexuellen

und Connoisseure in der Royal Street. Onkel und Tante bewohnen ein graziöses Haus im Garden District und sind sehr freundlich zu mir. Aber sooft ich dort zu leben versuche, ver falle ich zuerst in eine Raserei, die mich starke Meinungen zu verschiedenen Themen äußern und Briefe an Herausgeber schreiben läßt, und dann in eine Niedergeschlagenheit, in der ich stundenlang stocksteif liege und zu dem Stuckmedaillon an der Decke des Schlafzimmers hinaufstarre.

Das Leben in Gentilly ist sehr friedvoll. Mein Onkel betreibt eine Börsenmaklerei, und ich kümmerge mich um ein kleines Filialbüro. Mein Heim ist die untere Wohnung eines erhöhten Bungalows, der Mrs. Schexnaydre gehört, der Witwe eines Feuerwehrmanns. Ich bin ein Modellmieter und ein Modellbürger, und es gefällt mir, alles zu tun, was von mir erwartet wird. Meine Briefftasche ist gestopft mit Identitätskarten, Bibliothekskarten, Kreditkarten. Letztes Jahr habe ich einen flachen, olivfarbenen Geldschrank gekauft, glatt und robust, mit doppelten Wänden als Feuerschutz: da habe ich meine Geburtsurkunde hineingelegt, das College-Diplom, die Ehrenvolle Entlassung, die G.I.-Versicherung, ein paar Aktien und meine Erbgutbescheinigung: ein Anteil an zehn Morgen einer ehemaligen Entenjagd drunten im St. Bernard Bezirk – einziges Überbleibsel von meines Vaters vielen Begeisterungen. Es ist ein Vergnügen, die Pflichten eines Bürgers zu befolgen und dafür eine Quittung oder eine saubere Kunststoffkarte mit dem eigenen Namen drauf zu kriegen, die einem sozusagen das Existenzrecht bescheinigt. Wie es mich befriedigt, jeweils gleich am ersten Tag das Autoschild und den Bremsen-Sticker abzuholen! Ich bin Abonnent der *Consumer Reports* und besitze folglich einen erstklassigen Fernseher, ein (nicht gerade ruhiges) Klimagerät und ein sehr lang vorhaltendes Deodorant. Meine Achselhöhlen stinken nie. Ich höre aufmerksam alle Radiodurchsagen

über geistige Gesundheit, die sieben Anzeichen von Krebs, und über sicheres Fahren – obwohl ich es, wie gesagt, vorziehe, den Bus zu nehmen. Gestern sprach einer meiner Helden, William Holden, im Radio ein Statement über den Abfall in der Landschaft. »Gestehn wir's ein«, sagte Holden. »Niemand kann was dran ändern – ausgenommen Sie und ich.« Das ist wahr. Ich bin seitdem achtsam gewesen.

An den Abenden schaue ich gewöhnlich fern oder gehe ins Kino. Die Wochenenden verbringe ich oft an der Golfküste. Unser Kino in Gentilly hat eine Inschrift am Vordach: »Wo Glück so wenig kostet.« Ich bin tatsächlich ganz glücklich in einem Film, sogar in einem schlechten. Andre Leute (so habe ich gelesen) horten erinnernswerte Momente ihres Lebens: den Sonnenaufgang, als man dem Parthenon entgegenstieg, die Sommernacht, als man im Central Park ein einsames Mädchen traf und mit ihr eine zärtliche und natürliche Beziehung einging (wie es in den Büchern heißt). Auch ich habe im Central Park einmal ein Mädchen getroffen, aber da gibt's nicht viel zu erinnern. Dagegen erinnere ich mich an den Moment, als John Wayne, in *Stagecoach* auf die staubige Straße fallend, mit einem Karabiner drei Männer tötete, und an den Moment, als im *Third Man* das Kätzchen Orson Welles im Torweg fand.

Meine Begleitung bei solchen abendlichen Ausgängen und Wochenend-Trips ist gewöhnlich meine Sekretärin. Ich habe bis jetzt drei Sekretärinnen gehabt, Marcia, Linda und nun Sharon. Vor zwanzig Jahren muß nahezu jedes zweite in Gentilly geborene Mädchen Marcia genannt worden sein. Etwa ein Jahr danach war es »Linda«. Dann Sharon. In jüngster Zeit, habe ich bemerkt, ist der Name Stephanie Mode geworden. Drei meiner Bekannten in Gentilly haben Töchter namens Stephanie. Letzte Nacht habe ich einen Fernsehfilm über einen Kernexplosionstest gesehen. Keenan Wynn spielte einen Physiker im Zwie-

spalt, der es oft schwer mit seinem Gewissen hatte. Er unternahm einsame Spaziergänge in der Wüste. Aber es war klar, daß es ihm in seinem innersten Herzen bei der Seelen-Erforschung sehr gut ging. »Welches Recht haben wir, zu tun, was wir gerade tun?« pflegte er, mit einer bitteren Stimme, seine Kollegen zu fragen. »Ich denke vor allem an meine vierjährige Tochter«, sagte er zu einem andern Kollegen und zog einen Schnappschuß hervor. »Welche Zukunft schaffen wir ihr?« »Wie heißt Ihre Tochter?« fragte der Kollege, mit einem Blick auf das Photo. »Stephanie«, sagte Keenan Wynn mit rauher Stimme. Der Klang des Namens erzeugte ein scharfes Kribbeln in meinem Nacken. In zwanzig Jahren werde ich vielleicht eine rosige junge Stephanie an meiner Schreibmaschine sitzen haben.

Ich würde ja gern sagen, daß ich meine Sekretärinnen, diese glänzenden Mädchen, zuerst erobert und dann nacheinander wie alte Handschuhe weggeworfen habe, doch das wäre nicht ganz wahr. Es handelt sich eher um Liebesgeschichten. Jedenfalls fingen sie als Liebesgeschichten an, schöne, sorglose. Verzückungen, die Marcia oder Linda (aber noch nicht Sharon) und mich die Golfküste entlangsausen und dann umschlungen in einer einsamen Bucht von Ship Island liegen ließen, fast ungläubig über das gütige Geschick, ungläubig, daß die Welt solch ein Glück enthielt. Jedoch bei Marcia und Linda endete die Geschichte, gerade als ich dachte, unsere Beziehung käme in ihre beste Zeit. Die Luft im Büro wurde dick von stummen Vorwürfen. Es wurde unmöglich, ein Wort oder einen Blick zu wechseln, die nicht belastet gewesen wären mit tausend versteckten Bedeutungen. Zu allen Stunden der Nacht kam es zu Telefongesprächen, die fast nur aus langen Schweigepausen bestanden – wobei ich mein Gehirn abmarterte nach einem Wort, während am anderen Ende kaum mehr zu hören war als Atmen und Seufzen. Wenn dieses lange Schweigen am Telefon eintritt, ist das

ein sicheres Zeichen für das Ende der Liebe. Nein, es waren keine Eroberungen. Denn zuletzt waren meine Lindas und ich einander so überdrüssig, daß wir uns gern Lebewohl sagten.

Ich bin ein Wertpapier-Makler. Es stimmt, daß meine Familie über diese Berufswahl ziemlich enttäuscht war. Einmal hatte ich daran gedacht, Recht oder Medizin oder gar reine Wissenschaft zu studieren. Ich habe sogar geträumt, Großes zu unternehmen. Aber es spricht viel dafür, solch bedeutende Ambitionen aufzugeben und das allgewöhnlichste Leben zu führen, ein Leben ohne die früheren Sehnsüchte; Aktien, Pfandbriefe und Wechsel zu verkaufen; wie alle Welt um fünf von der Arbeit wegzugehen; ein Mädchen zu haben, sich eines Tages vielleicht niederzulassen und einen Schock von eigenen Marcias, Sandras und Lindas aufzuziehen. Außerdem ist die Börsenmaklerei interessanter, als man denkt. Es ist gar kein arges Leben.

Mrs. Schexnaydre und ich wohnen an den Elysian Fields, der Hauptverkehrsstraße des Faubourg Marigny. Obwohl sie, wie die originalen Champs Elysées, als *der* Stadtboulevard geplant waren, ging etwas schief, und nun verläuft die Straße unscheinbar vom Strom zum See, vorbei an Einkaufszentren, zweistöckigen Blocks, Bungalows und einstöckigen Cottages. Aber sie ist sehr breit und luftig und scheint wahrhaftig wie ein Feld unter dem Himmel zu liegen. Mrs. Schexnaydres Nachbarhaus ist eine ganz neue Schule. Ich habe die Gewohnheit, an Sommerabenden nach der Arbeit zu duschen und dann in Hemd und Hose hinüber zu dem verlassenen Spielplatz zu spazieren und da auf dem Ozeanwellen-Karussell zu sitzen, die Kinoseite der *Times-Picayune* zur einen Hand, das Telefonbuch zur andern, auf den Knien einen Stadtplan. Wenn ich meine Wahl getroffen und eine Route festgelegt habe – oft in die weitere Umgebung wie Algiers oder St. Bernard –, gehe ich im letzten goldenen

Tageslicht auf dem Schulhof umher und bewundere das Gebäude. Alles ist so blank: die vom Sonnenuntergang geröteten Aluminiumrahmen in der Ziegelmauer, die prächtigen Terrazzo-Fußböden und die wie Flügel geformten Pulte. Über der Tür hängt an Drähten ein stilisierter Vogel, vermutlich der Heilige Geist. Der Gedanke, daß die Ziegel, das Glas und das Aluminium aus gewöhnlichem Schmutz gewonnen wurden, gibt mir eine liebliche Idee von der Güte der Schöpfung – obwohl das ohne Zweifel weniger ein religiöses Gefühl ist als ein finanzielles, besitze ich doch ein paar Anteile von Alcoa. Wie glatt, wohlgeformt und maßgerecht sich das Aluminium anfühlt!

Aber unversehens haben sich die Dinge verändert. Meine friedvolle Existenz in Gentilly hat sich kompliziert. Heute früh, zum ersten Mal seit Jahren, erschien mir wieder die Möglichkeit einer »Suche«. Ich träumte vom Krieg, oder, besser gesagt, erwachte mit seinem Geschmack im Mund, dem Geschmack bitterer Quitten von 1951 und dem Fernen Osten. Ich erinnerte mich an das erste Mal, als die »Suche« mir begegnete. Ich kam zu mir unter einem Chindoleabusch. Für mich gilt immer das Gegenteil vom üblichen: das werde ich später noch erklären. Was allgemein als »die schönste Zeit« betrachtet wird, ist für mich die schlimmste, und dieser schlimmstmögliche Moment war einer meiner schönsten. Meine Schulter tat nicht weh, war aber gegen den Boden gepreßt, als säße jemand auf mir. Nah vor meiner Nase scharrte ein Mistkäfer unter den Blättern. In mir erwachte da beim Zuschauen eine unmäßige Neugier. Ich war etwas auf der Spur. Ich gelobte: käme ich je aus dieser Lage heraus, würde ich die Suche ständig betreiben. Natürlich vergaß ich alles, sobald ich wiederhergestellt war und heimkam. Heute morgen zog ich mich nach dem Aufstehen wie üblich an und begann wie üblich meine kleine Habe einzustecken: Brieftasche, Notizbuch (zum Niederschreiben gelegentlicher

Gedanken), Bleistift, Schlüssel, Schneuztuch, Taschenrechner (zum Berechnen der Kapitalzinsen). Diese Dinge schauten unvertraut aus, und waren zugleich voll von Hinweisen. Ich stand mitten im Zimmer und starrte durch ein Loch, gebildet aus Daumen und Zeigefinger, auf den kleinen Stapel. Unvertraut an ihnen war, daß ich sie wahrnehmen konnte. Sie hätten jemand ganz anderem gehören können. Ein Mensch kann einen solchen kleinen Stapel auf seinem Schreibtisch dreißig Jahre lang anschauen und ihn kein einziges Mal sehen. Er ist so unsichtbar wie die eigene Hand. In dem Moment jedoch, als ich ihn sah, wurde die Suche möglich. Ich badete, rasierte mich, zog mich sorgfältig an, und saß dann am Tisch und durchstöberte den kleinen Stapel nach einem Hinweis, gerade wie der Fernsehdetektiv mit seinem Bleistift die Habseligkeiten eines Ermordeten durchstöbert.

Die Idee der Suche kommt wieder, als ich unterwegs zum Haus meiner Tante bin, auf der Fahrt im Gentilly-Bus die Elysian Fields hinunter. Die Wahrheit ist: ich mag keine Autos. Sooft ich Auto fahre, habe ich das Gefühl, unsichtbar geworden zu sein. Die Leute auf der Straße können einen nicht sehen; sie starren nur auf den hinteren Kotflügel, bis der ihnen aus dem Weg ist. Die Elysian Fields sind nicht die kürzeste Route zum Haus meiner Tante. Aber ich habe meine Gründe, den Weg durch das French Quarter zu nehmen. William Holden, so stand heute früh in der Zeitung, ist in New Orleans für ein paar Filmszenen, an der Place d'Armes. Es wäre interessant, ihn für einen Augenblick zu sehen.

Es ist ein düsterer Märztag. Die Sumpfffeuer von Chef Menteur lodern noch, und der Himmel über Gentilly ist aschenfarbig. Der Bus ist voll mit Shoppfern, fast nur Frauen. Die Fenster sind bedunstet. Ich sitze auf dem Längssitz vorn. Neben und vor mir sitzen und stehen Frauen. Auf der langen hinteren Sitz-